

Schweizerische Literatur (Roman und Novelle) [Schluss]

Autor(en): **M.W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **14 (1910)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575631>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Schon gut ... Ich bin krank, kränker ... als ihr glaubt ... ein Ertrinkender ... dem das Wasser ... an der Gurgel steht ... Aber wir vergessen den Wein ... Und euer Wein, der ist gut ...“

Seine Hand zitterte, als sie den Kelch zum Mund führte. Die Freunde taten ihm nicht Bescheid. Schmerz und Mitleid sprachen aus ihrem Schweigen. Hans Deiling wand sich im Lehnstuhl.

„Heinz, ich habe eine Bitte an dich ... Auch die ‚Neue‘ hast du ... in Töne übersetzt ... Die drei Bilder bin ich los ... Ich habe abgeschlossen ... ich brauche sie nicht mehr ... In ihnen habe ich ... weggegeben, was mich mit dem Leben verknüpfte ... Spiele mir die ‚Neue‘ ... Doch, was ist das?“

Er beugte sich weit vor.

„Was ist das? Doch nicht dein Flügel?“

Ralf war ans Fenster getreten.

„Sie spielen auf dem Münsterturm den üblichen Choral.“

„Gut ... Die ‚Neue‘ wird sie nicht stören ... Heinz, spiele die ‚Neue‘!“

Und wieder sang der Flügel unter des Meisters Händen. Ralf lauschte am Fenster und vergaß, nach dem kranken Freunde

zu sehen. Und als Heinz Grothe geendet, verharrten sie wieder regungslos.

Da klornte ein Römer. Die Scherben tanzten über den Boden.

„Hans!“

Sie hasteten beide nach dem Lehnstuhl. Zusammengekauert saß der Freund, den Kopf auf die Brust gelenkt. Blut färbte den Boden, vermengt mit dem Gold, das dem Römer entsprungen war. Und aus dem Munde des Sterbenden quoll rot ein Strom entschwindenden Lebens ...

Da fing draußen ein Klingeln an. Eherne Stimmen sangen in die Neujahrsnacht, fromm und weihetoll. Der Jubel der Gasse stieg mit hinein ins Sterbezimmer ...

Hans Deiling regte sich. Er versuchte die Augen zu öffnen. Die Lippen bewegten sich.

„Das ... Neue ... das ... Verheißungs ... volle!“

Ein Toter sank in den Lehnstuhl zurück ...

Und während draußen die Menge gröhlte, die Mafeten stiegen, die Böller krachten, erfüllten Ralf und Heinz die letzte Freundespflicht — die Totenwache ...

Schweizerische Literatur (Roman und Novelle).

(Schluß).

Daß Berlin den jungen Schweizerdichtern schlecht bekomme, glaubt man längst herausgefunden zu haben, und neuerlich hat ein bekannter deutscher Kritiker mit allem Nachdruck auf diese Tatsache hingewiesen und sie exemplifiziert an dem Fall Schaffner. Jakob Schaffner ist vielleicht der talentvollste, jedenfalls — nach Leben und Werk — der interessanteste unter den jungen Schweizern. Aus schlichten handwerklichen Verhältnissen hat er sich herausgearbeitet, und seine Dichtung, die von Anfang an eigenartig und tiefgründig hervortrat — wir erinnern unsere Leser an seine in der „Schweiz“ veröffentlichten Erstlinge¹⁾ — hat sich rasch eine Sonderstellung in der modernen Literatur erobert. Seit einiger Zeit lebt Schaffner in Berlin und zwar vielbewundert und — wie es scheint — ziemlich fest eingepossen in die Gesellschaft, und als nun im Frühjahr der „Hans Himmelhoch“²⁾ erschien, ein Buch, das durch seine Paradoxen und schaumschlägerischen Geistesreichheiten enttäuschte, war die Kritik auch gleich mit der trübsinnigen Schlußfolgerung zur Hand: Berlin hat diese ursprüngliche Dichternatur verderbt. Und die Antwort des Dichters? Ein neuer Roman, der „Konrad Pilater“³⁾, ein Buch, das nach Stil und Inhalt in gedanklicher und künstlerischer Reife dem Schaffnerischen Werke wohl die Krone aufsetzt. So sieht man denn wieder einmal mit befreitem Aufatmen, daß die Dichternatur ihre eigenen Möglichkeiten doch noch besser kennt als der Kritiker, dem nun einmal von Berufs wegen Eingrenzung und Rubrizierung im Blute liegt. Was sagt nun, vom Pilater aus betrachtet, der Hans Himmelhoch anderes, als daß es auch einem tief sinnigen Poeten einmal Vergnügen machen kann, sich in geistreichen Paradoxen auszuleben!

In zwei Dingen ist Schaffners neuester Roman merkwürdig, einmal, daß er die Bedeutung eines ins Typische gesteigerten Lebensbuches annimmt, während er doch eine ganz singuläre Geschichte, einen einzelnen Fall behandelt, und ferner, daß diese Geschichte so wahr und wirklich erscheint, obgleich sie ganz eingetaucht ist in Schaffners Romantik. Aber eben, der Roman wurzelt mit allen Fasern im Erlebten, das gibt ihm diese Wirklichkeitskraft, und der Romantik kommt in Schaffners Dichtung auch eine ganz besondere Bedeutung zu. Zwar verleugnet sie ihre Bekanntschaft mit den G. E. A. Hoffmann, Novalis u. f. w. keineswegs; aber sie geht doch mit ihren selbstverständlichen Unausgeklärtheiten eigene Wege und zeitigt Blü-

ten von besonderem und neuem Duft. Vor allem aber kommt ihr in Schaffners Werk nicht bloß eine stimmunggebende Bedeutung zu, sie hilft vielmehr die symbolische Resonanz der Wirklichkeiten mächtig steigern und vertiefen, sodas diese Geschichte eines Schustergesellen, der seinem Drang nach höherem Dasein das lockende Glück im Winkel opfert, zum Gleichnis alles in Sehnsucht nach seiner Bestimmung drängenden Lebens wird. Endlich scheint mir auch die Sprache im Pilater durch rhythmische Kraft und treffenden Ausdruck sich von früheren Werken Schaffners vorteilhaft abzuheben.

Angesichts des Falles Schaffner kann ich mich auch nicht entschließen, in das Enttäuschungsgeföhln einzustimmen, das allenthalben über Felix Moeschlin anlässlich seines neuen Romans „Hermann Hitz“⁴⁾ laut geworden. Wie liegen hier die Sachen? Vor bald zwei Jahren trat der noch fast unbekannt Dichter (vorher hatte er mit drei Skizzen und einer kleinen Novelle in der „Schweiz“ debütiert⁵⁾) zum ersten Mal mit einem Buch hervor, das im Sturm das weite Publikum eroberte. Zwar waren die „Königsgymnieds“⁶⁾ kompositionell ein Ungeheuer; aber eine solche starke epische Kraft, eine solche Wucht der Darstellung und eine solche Fülle wundervoller Einzelheiten offenbarten sich darin, daß man die künstlerischen Schwächen darüber gerne vergaß und daß man mit Ungeduld eine neue Tat des eigenartigen Dichters erwartete. Sie kam in Hermann Hitz. Wiederum ein Buch voll künstlerischer Unbekümmertheiten, in der Komposition verfehlt, aber diesmal kein großartiger, zum Teil selberlebter Stoff, der den Dichter und uns darüber hinwegheben kann. Vom vertrauten Boden, aus dem Reich des Erlebten weg hat sich Moeschlin in seinem neuen Roman unvorsichtig auf unvertautes Neuland gewagt, verlockt durch himmelsstürmende Ideen und leidenschaftliche Tendenz. Der Epiker hat sich als Philosoph versucht, und dabei sind im Ideenraum Ereignisse und Menschen untergegangen und zur Unwahrheit verkümmert. Sicherlich, der Hermann Hitz ist ein verfehlt Buch; denn auch der Stil hat in gewissem Sinne unter dem Stoff gelitten, ist gespreizter und unklarer geworden; aber deshalb schon an dem Dichter zweifeln? Vielleicht, wenn man nicht jedem einzelnen Satz anföhlte, daß es ein ganzer Kerl ist, der ihn geschrieben, und wenn nicht selbst in dieses verunglückte Buch eine poetische Kraft verspritzt wäre, die zu einer ganzen Reihe guter Romane aus-

¹⁾ „Die Schweiz“ VII 1903, 1 ff. 49 ff. X 1906, 61 ff. 485 ff. ²⁾ Berlin, S. Fischer, Verlag, 1910. ³⁾ Ebenba, 1911.

⁴⁾ Berlin, Wiegandt & Grieben, 1910. ⁵⁾ „Die Schweiz“ XI 1907, 110. 159. XII 1908, 385. XIII 1909, 41. ⁶⁾ Berlin, Wiegandt & Grieben, 1909.



Caspar Ritter (Tüß), Karlsruhe.

Die Gratulantin.

reichen würde. Den Fall kennt man aus der Literaturgeschichte zur Genüge, daß das Auftreten eines jungen Dichters trochäischer Rhythmus hat, und wenn wie hier der Abfall so ganz erklärt ist durch die unglückliche Wahl des Stoffes, durch zu geringe Vertrautheit mit den Verhältnissen und durch zu rasche Arbeit, dann ist doch wahrhaftig noch kein Grund zu schlimmen Prognosen. Der poetische Quell, der in den Königsmieds so überreich geflossen, wird neue herrliche Erscheinungen zu Tage fördern, und der künstlerische Instinkt, der ein so abgeklärtes Kunstwerk wie die Brigitt Nöbels⁷⁾ leitete, wird auch ferner nicht erlahmen, und mit dem Dichter werden seine Werke reifen, einerlei, ob er nun in Basel oder Berlin weilt oder im fernen Schweben, wo er in der Einsamkeit sich ein eigenes Heim gründet hat.

Ueber den Verlust schweizerischen Gepräges könnte ein Bedenklicher auch angesichts des Buches von Alexander Castel „Der seltsame Kampf“⁸⁾ klagen. An den drei Novellen des Bändchens, für die die Welt defakter Ueberkultur Ursprung und Stoff bedeutet, läßt sich in der Tat auch nicht die letzte Spur schweizerischen Wesens entdecken, es sei denn, daß man die kritische Kühle, die der Dichter seinem Stoff gegenüber bewahrt, dafür in Anspruch nehmen wollte. Nun ist aber für dieses unschweizerische Gebaren gewiß nicht der Umstand verantwortlich zu machen, daß der Autor seit langer Zeit in den großen Städten des Auslandes, in München, Berlin und Paris lebt; vielmehr hat er in jener Welt die Stoffe gesucht und gefunden, die der Form seines Geistes entsprechen. Dieser ist so ganz auf das Aesthetische, Künstlerische gestellt, daß ihm sogar die lebendige Welt durch das Medium der Kunst geschaut verständlicher erscheint. Ja nicht etwa, als ob er unnatürlich oder unwahr wäre! Ein feinerer, objektiver das Lebendige durchschauende Seelenzerleger als Castel ist kaum denkbar. Aber die Kunst ist ihm eben das Leben, und es ist ihm natürlich, daß sich die Welt in seinen Augen als Kunstwerk projiziert. „Ein farbig-faszinierendes Gewoge von stirrenden Dominos, nackten Armen und Schultern. Daneben wie Lichtflecke die weißen Hemdenbrüste der Herren auf dunkeln Hintergründen. Die Gesichter bewegt von Gelächter, die Hände von Gesten erfüllt ...“ So schaut sich der impressionistische Maler die Welt an, nicht der naive Mensch, für den die Erscheinung keinen Eigenwert hat, da er jede Aeußerung unwillkürlich nach Ursache und Wirkung deutet. Aber diese impressionistisch hingeworfenen Bilder wirken und haften und schaffen jene Atmosphäre ästhetischer Lebensbetrachtung, in der die Gestalten einer ethisch wertlosen Welt, die Castel vor uns hinstellt, einzig verständlich und erträglich, ja auch reizvoll werden können. Und so mag man denn über den Inhalt dieser Novellen denken, wie man will, die Kunst ihres Autors muß man hoch einschätzen, diesen seinen Impressionismus, der (wir erinnern nur an die hier unter dem wirklichen Namen des Künstlers zuerst veröffentlichte Novelle „Das Fenster“⁹⁾ bei gedämpften Mitteln von großer suggestiver Kraft ist. Das Charakteristische aber dieser Kunst wird man darin sehen, daß sie den poetisch faszinierenden Ausdruck für die raffiniertesten Daseinsformen findet und uns so etwas wie eine Philosophie der Decadence fühlen läßt.

Wie wenig im Grunde die so sehr überschätzten äußern Einflüsse einer Individualität anhaben können, beweist wieder einmal das neueste Buch von Charlot Straßer. Ein glücklicher Stern hat den jungen Dichter durch alle Welten geführt, und ein Teil seiner erotischen Erlebnisse ist in dem kleinen Bande „Reisenovellen aus Rußland und Japan“¹⁰⁾ niedergelegt. Da sehen wir denn, wie der Dichter die fremden Welten, die furchtbaren, herrlichen und holden Bilder mit offenen Sinnen aufnimmt und sie poetisch eindrucksvoll auch uns zu eigen gibt, wie er aber seine Natur unverändert durch alle Ereignisse trägt, diese erfrischende Optimistennatur, der jedes Erlebnis zum neuen Beweis von der Herrlichkeit

dieser besten aller Welten wird. Und so behält auch der Stil trotz allen Einflüssen fremder Sprachen und Literaturen unverändert sein altes Gepräge. Daß diese Reifeerinnerungen nur zum kleinen Teil den Namen „Novelle“ verdienen — wenn anders man dem Wort seine gewöhnliche Bedeutung belassen will — tut dem Werte des Buches weiter keinen Abbruch, soll aber hier doch bemerkt werden. Hingegen hätten wir diesem blühenden, an Bildern der Kraft, des Grauens und der Schönheit überreichen Poetenbuch gern einen dem Inhalt etwas adäquatern Einband gegönnt. Wer würde hinter dieser ausdruckslosen, von einer mesquinen Schlangelinie schwächlich umgrenzten, mit nüchternen Lettern verjehenen Decke soviel Leben vermuten? Ist es denn absolut nötig, daß die Entkräftung oder Erstarrung der Linie und die Verödung der Fläche, die zur Zeit noch das Ideal der Ornamentik einer sonst hochverdienten kunstgewerblichen Richtung zu sein scheint, sich charakterisierend auch auf den Zürcher Buchhandel ausdehne? In jeder andern Beziehung freilich ist die Ausstattung der Raicherschen Bücher nur zu loben.

Und nun zum Schluß dieser kurzen Uebersicht über unsere neueste Schweizerepik noch die Notiz, daß die Werke des ebenfalls für unsere Literatur beanspruchten alten Heinrich Bichokke eine sehr schöne Neuauflage erfahren haben in Bongs Goldener Klassiker-Bibliothek. Mit weisem Geschmaek hat der Herausgeber, Dr. Hans Bodmer, aus dem großen Material das Beste ausgewählt, und eine verständnisvolle, wissenschaftlich fundierte Einleitung macht uns mit dem Leben, den Werken und dem Geiste des Mannes bekannt, der einst in unserm Lande eine so wichtige Rolle spielte und dessen Schriften unter dem Schweizervolk noch heute zahlreiche und treue Freunde besitzen. Möge die treffliche Neuauflage dem immer noch sehr lesenswerten Dichter zu den alten viele neue Leser gewinnen!

* * *

Ein paar in elfter Stunde eingetroffene Spälinge des Büchermarktes veranlassen uns zu einem kurzen Nachtrag.

Die zahlreichen Verehrer unseres J. C. Heer werden mit Jubel die Nachricht begrüßen, daß soeben im Cotta'schen Verlag der erste Novellenband des beliebten Romanciers erschienen ist. Der Titel des Buches, „Da träumen sie von Lieb' und Glück“, weist auf den Inhalt der drei „Schweizer-novellen“ hin, die alle vom Glück und Leid der ersten großen Liebe im Leben des jungen Menschen handeln. In der ersten und dritten Novelle, „Die Luftfahrten des Herrn Walter Meiß“ und „Der Bergführer“, werden die Kenner von Heers Romanen vertraute Bilder und Töne wiederfinden; besonders die letzte hält sich stofflich merkwürdig nahe an den „König der Bernina“, sodas diese ungemein spannende Erzählung fast wie eine Abreviatur des großen Romans anmutet. Am schlichtesten und wahrsten wirkt wohl die Novelle „Das Haus am See“ (obchon es auch hier an dramatisch hochgespannten Szenen nicht fehlt), und ihre beste Schönheit liegt vielleicht in der Charakterdarstellung einer feinsinnigen Frau, der Mutter der Heldin, und in der eindrucksvollen Schilderung der Dertlichkeiten einer reichen, sanftbewegten Seelandschaft.

Ferner können wir die freudige Mitteilung machen, daß das großartig angelegte, im Verlag von A. Francke erscheinende Werk „Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums“ von Emanuel Friedli soeben seinen dritten Band „Guggisberg“ erhalten hat. Da das Guggisbergerländchen nach Sprache, Sitten und Trachten eines der originellsten des ganzen Kantons ist und da der Verfasser und seine künstlerischen Mitarbeiter mit derselben Liebe, demselben Verständnis, mit gleicher Eindringlichkeit und mit gleich lebendigem künstlerischem Sinn am Werke waren wie bei den vorangegangenen Bänden, bietet sich uns das neue Buch als eine ganz prächtige, nicht allein volkstümlich, sondern auch künstlerisch wertvolle Gabe. Des weitern sei nur erwähnt — Raum und Zeit fehlen heute zu einer Besprechung — daß im selben Verlag eine „Geschichte der

⁷⁾ Vgl. „Die Schweiz“ XIV 1910, 105. ⁸⁾ München, Albert Langen, 1910. ⁹⁾ „Die Schweiz“ XIV 1910, 135 ff. ¹⁰⁾ Zürich, Rascher & Co., 1910.

schweizerischen Literatur“ von Ernst Jenny und Virgile Kessel erscheint. Die beiden Namen, sowohl der des philosophisch orientierten Literaturhistorikers und Hallerkenners als der des feinsinnigen welschen Schriftstellers, ließen uns von dem Werke nur das Beste erwarten, und ein paar Proben haben uns gezeigt, daß wir die Erwartungen nicht zu hoch gespannt. Im übrigen aber ist wohl das Erscheinen eines Buches, das welsche und deutsche Literatur gleichermaßen berücksichtigt, als ein erfreuliches Symptom für das Erstarken unseres Nationalbewußtseins anzusehen.

Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß Emil Günters famose Dialekterzählung „’s Järbjyte-Peters Gschichtli vom alte Napoleon u vom Chräzjebüel“¹¹⁾ einem vermehrten Neudruck entgegengeht und daß die zweite Auflage bereits soviel wie vergriffen ist. Da uns seinerzeit

¹¹⁾ Bern, Druck und Verlag von R. J. Wyß, 1908.

bei unsern Besprechungen diese Publikation entging, benutzen wir gerne die Gelegenheit, jetzt noch mit allem Nachdruck auf das durch und durch originelle Buch eines intimen Volkskenners und — was heute wohl feltener ist — eines echten Humoristen aufmerksam zu machen. Es spiegeln sich in diesem von wundervollen Anachronismen blühenden Napoleonsgeschichtchen Leben, Charakter, Witz und die schalkhaft geschauten Schwächen des Bernervolkes in köstlichster Weise, und der oberoargauische Schriftsteller weiß das reiche Material seiner prägnanten Mundart vorzüglich auszunützen; der Humor des eigenartigen Werkleins aber wurzelt nicht sowohl im Geist der Sprache als vor allem auch in des Verfassers hell orientierter Schalksnatur. Gewiß, dem Järbjyte-Peter gehört unter den schweizerischen Dialektbüchern ein Ehrenplatz, und auf dem Weihnachtstisch mag sich das hübsch ausgestattete, reich illustrierte Büchlein besonders gut ausnehmen.

M. W.

Zu den Kunststickereien von Walther Koch.

Mit drei Abbildungen.

Es war bei Anlaß einer jener Ausstellungen im Zürcher Kunstgewerbemuseum, die eine so wichtige Rolle in der Entwicklung unseres schweizerischen Kunstgewerbes spielen, als ich zum ersten Mal Arbeiten aus der Stickereiwerkstätte von Walther Koch zu Gesicht bekam. Sein Ausstellungsraum fand sich am Ende einer Flucht von drei Sälen, die alle den feinen Handarbeiten, der künstlerischen Stickerei, gewidmet waren und die in ihrer Folge eine kulturhistorisch und künstlerisch höchst interessante Abstufung darstellten.

Im ersten Saal herrschten die St. Galler Stickereien, diese

wunderfeinen Gebilde, weiß auf weiß, die uns immer wieder mit grenzenloser Bewunderung für die Geschicklichkeit, Ausdauer und entsagungsvolle Hingabe ihrer Urheberinnen erfüllen. Ein paar Mädchen waren an der Arbeit, und wenn man sie beobachtete, wurde die Bewunderung noch größer. Mit tiefgesenkten Köpfen saßen die in ihrer schmunzigen Tracht so hübsch ausschauenden Appenzellerinnen da, brachten ihre Augen möglichst nahe an die spinnwebefinen Tüchlein und fügten, mit gespannten Mienen die zarten Fäden zählend, Stichelein zu Stichelein. So mögen die alten Klosterfrauen gearbeitet haben



Walther Koch, Davos.

Ausstellung im Zürcher Kunstgewerbemuseum.